

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Dritter Teil.

Zweite.

A. Kapitel.

Reisner machte seine Reise, nicht um sich zu zerstreuen, sondern um sich zu sammeln, nicht um sich zu vergessen, sondern um sich wiederzufinden.

Was, was er sah, Menschen, Orte, Dinge, betrachtete er mit einer stummen Erwartung: würde es ihm sagen, was er nicht wußte; wer er war?

Er suchte in den Augen der Menschen zu lesen, was sie über ihn dachten, und er las nur Gleichgültigkeit. Einbringlicher redeten schon die Dinge auf ihn ein. Es war, als ob sie zu ihm sagten: grüßle nicht, lebe! Und gar von den Landschaften empfing er immer wieder die erschabene Mahnung: Sei wie wir, — sei ohne Schuld! Wir atmen, wachsen, blühen, tragen Früchte und walten — und uns bedrückt keine Erinnerung an die Vergangenheit und uns schreckt keine Furcht vor der Zukunft!

Doch er wurde um so unruhiger, je ruhiger der Rahmen war, in den er sein neues Leben hineingeseht hatte. Er sah es, daß er vor sich selber floh, wo er doch ausgezogen war, sich zu finden. Er war das Gegenteil von Peter Schlemihl: der Schatten, dem er zu entkommen trachtete, blieb ewig bei ihm!

Er fuhr nach München und wußte, dort angekommen, nicht, was er dort wollte. Er schlenderte planlos durch die Straßen und hatte das Gefühl, verkauft zu sein. Er besuchte Cafés und Theater und langweilte sich tödlich. Er knüpfte auch, von einer grauen Verzweiflung gepackt, galante Bekanntschaften an, löste sie aber schon wieder, kaum daß sie ein paar Minuten gedauert hatten. Mit keinem Menschen kam er in Fühlung, immer gähnte zwischen ihm und den anderen ein toter Raum.

Er kam nach Innsbruck. Es entging ihm nicht, daß Löwe und Jarben hier anders waren, und er blieb auch eine Weile neugierig, um bald darauf doppelt enttäuscht zu werden, da er dem Neuen in dieser Stadt um keinen Schritt näher kam. Er merkte es, daß die Menschen in seiner Gegenwart stiller wurden oder gar verstummten, sicher aus dem instinktiven Verdacht heraus, einen vor sich zu haben, der ihnen irgendwie feind war. Und er dachte mit Erbitterung an das Mal auf seiner Stirn, das, ohne sichtbar zu sein, doch immer fühlbar blieb.

Er schickte Prokop mit dem Gepäck über den Brenner voraus und wandte sich selbst in tagelangen Fußmärschen südwärts. Die Einsamkeit tat ihm schließlich doch wohl. Wie Menschenhasser, um des in ihnen brach liegenden Ueber-

schusses an Liebe ledig zu werden, sich oft mit einer für sie erstauilichen Bärtlichkeit Tieren und der Natur zuwenden, so liebte es auch Reisner jetzt, stundenlang im Walde dem Krauschen der Bäume zu lauschen, seinen Blick voll nachdenklicher Melancholie an den Wipfeln hängen zu lassen und mit Sunden, Vögeln, Käfern stille Gespräche zu führen.

Er kam allmählich bis Brigen und dann immer südlücher nach Bozen. Dort erwartete ihn Prokop. Er schickte ihn abermals voraus, diesmal bis Meran, um ihm auch ein zweites Mal als Fußgänger zu folgen, jetzt ein sonniges, warmes, blühendes Tal durchschreitend, das, von einem tiefblauen Himmel überwölbt, in der Leppigkeit seines saftigen Grüns einem paradiesischen Treibhaus gleich.

Ueber diesem neuen Himmel stahl sich ganz jäh eine ihm noch neue Heiterkeit in sein Herz. Er erwachte eines Morgens in einem Landgasthof, von der summenden Wärme draußen geweckt, die durch die offenen Fenster in breiten Wellen zu ihm hereinfloß.

Er sprang aus dem Bett, wusch sich kalt und saß dann unten in der Veranda beim Frühstück, von einem jungen Mädchen bedient, dessen blendend weiße Schürze alle Strahlen der Sonne auf sich zu ziehen schien.

Das Mädchen lachte ihn freundlich an und begann ein Gespräch mit ihm, in dessen Verlauf er erfuhr, daß dieses Kind kaum siebzehn Jahr alt war, Klara hieß und aus einem Dorf in der Nähe Klagenfurts hierher in Stellung gekommen war, die ihre erste war.

Klara sprach ein reines Deutsch, in dem der weiche Dialekt der Kärntnerinnen kaum wahrzunehmen war. Sie hatte jene diegsame Schlantheit, die nicht ohne beginnende Fülle ist. Ihre Augen und ihre Haare waren braun und sie hatte kleine, fleischige Hände, die noch nicht schwer gearbeitet hatten.

Reisner bat sie, sie möchte mit ihm eine Stunde spazieren gehen. Sie sagte auch zu. Und des Abends schritten sie wirklich nebeneinander auf einem Wiesenpfad, der durch Büsche und Gestrüpp zu einer uralten Ruine hinaufführte, in deren düsteren, zerfallenen Toren, Bogenfenstern und Mauern ein romantischer, kühler Moder hing.

Es wurde dunkler, und sie saßen nebeneinander auf einer Bank, ohne mehr als dann und wann einen halben Satz zu reden. Es war auch nicht nötig, daß sie sich mit Worten verständigten, denn etwas ganz anderes war zwischen ihnen, das sie einander nahe brachte und sie eng miteinander verband. Es war dies die geheimnisvolle Kraft eines dunklen Verlangens, das aus ihnen beiden aufwuchs und das sich danach sehnte, von dem andern gefühlt und gestillt zu werden. So legte Reisner nur stumm den Arm um Klara und küßte sie auf den Mund, der ihm entgegenblühte, jung, durstig und stark!

Als wäre damit alles zwischen ihnen ins reine gekommen, fanden sie nun auch Worte, um sich zu sagen, daß sie einander gern hätten. Das 'du' fiel zwischen ihnen und riß die letzten Schranken fort. Sie spürten, daß sie jung waren und das Recht hatten, jung zu sein. Ihre Vereinigung zuein-

ander hatte keine Hindernisse zu überwinden. Es war einfach so: sie nahmen einander und gaben einander wieder frei . . .

„Morgen gehe ich wieder,“ sagte Reizner, „immer weiter, und weiß doch nicht, wohin. Aber ich werde immer gern an dich denken . . . Hastest du schon einen Schatz?“

„Nein,“ sagte sie, gleichsam verwundert darüber, daß es so war, wie sie sagte.

„Aber du wirst bald einen bekommen, denn du bist schön, . . . sehr schön!“

Sie lachte lautlos, und in diesem Lachen lag etwas Schmachtendes und etwas, das für den Augenblick doch satt war, weil sie ja nun wußte, wie die Liebe war, von der sie zum ersten Male gekostet hatte. „Du sahst heute früh so böß aus,“ gestand sie ihm, „ich fürchtete mich vor dir!“

„Und jetzt? Bin ich böß?“

„Nein, nein . . .“

„Und fürchtest du dich vor mir?“

„Gar nicht,“ sagte sie und schlang beide Arme um ihn, und er erkannte in ihrem warmen, pochenden Blut dieselbe Mahnung, die ihm jüngst nur die Blumen zugerufen hatten: grüße nicht, lebe!

Er setzte am nächsten Morgen seine Fußwanderung fort, aber er tat es jetzt mit einer genießerischen Langsamkeit, wie einer mit Bedacht bei einem Genuß verweilt, der ihm ursprünglich aufgegangen ist und den er bis zu den letzten Zügen auszuküpfen möchte.

Noch nie in seinem Leben hatte er getrunken. Er erfährt jetzt, welche verfeinernden und das Lebensgefühl steigenden Wirkungen der Wein haben konnte, wenn man es verstand, ihn zur rechten Zeit und an rechter Stelle zu trinken.

Er kam nach Terlan und nach Eppau und saß stundenlang in kühlen Gärten, das Glas vor sich und einer sinnenden Zufriedenheit hingegeben.

Träume unangucken ihn und führten ihn in ein Land, in dem es wohl war, zu leben. Alle Dinge verloren ihre Schärfe und Härte, ein lieblicher Schleier hüllte sie ein, der nur ahnen ließ, wie schön sie waren, und den man in begnadeten Stunden küßte, um sich mit dem Zauber, der hinter ihm war, zu verschmelzen.

Es war etwas Wundervolles, nichts zu tun, nur zu ruhen. Auch sein Verstand, seine Vernunft, sein Wille legten sich hin und taten einen langen Schlaf. Und nur seine Phantasie war wach und begann ein Spiel, an dem sie nie ermüdete, weil die Farben und Formen, die sich wie im Tanz vor ihm drehten, unablässig wechselten und immer neue und immer kühnere Ueberraschungen boten.

Die Zeit glitt langsam vorüber und nichte zufrieden, weil sie sah, daß sie in Wahrheit ausgenutzt, nicht verschwendet war. Unermesslich sind die Möglichkeiten, die die Zeit bietet, und nur der ergreift sie, der die Zeit scheinbar mit Nichtstun vertritt. Nur der Beschauliche genießt die Stunde, der Tätige heßt blind an ihr vorüber, einem Ziel nach, das ihn narret. Denn er stirbt eines Tages und weiß nicht, daß er gelebt hat.

Reizner wurde braun, und in seine Augen kam Leben. Er aß um der Speisen willen, er machte Fußwanderungen, weil seine Glieder danach verlangten, und er gab sich dem Schlaf hin, weil eine wohlige Müdigkeit ihn dazu drängte.

Er hatte es für einige Zeit überwunden, sich sein Leben durch überflüssige Gedanken zu komplizieren und sich auf diese Weise künstliche Hemmungen zu schaffen, die in Wirklichkeit gar nicht da waren. Er sah, daß es zuweilen notat, wie ein Tier zu leben.

Ein triebhaftes Verlangen drängte ihn jetzt immer wieder zum Weibe. Es verging kaum ein Tag, an dem er ihm nicht nachgab. Er fand jederzeit offene Arme. Es war, als ob die Natur, die sich unter diesem Himmel verschwendete, hier auch die Mädchen zur gleichen Verschwendung trieb. Und über alledem schwebte eine heitere Selbstverständlichkeit. Man litt hier nicht, wenn man liebte.

Und diese Leichtblütigkeit schien sich auch auf Fremde zu übertragen, die, selbst wenn sie aus dem Norden kamen, bald bereit waren, ihre Kälte, unter der sie hiev nicht froh wurden, fallen zu lassen.

Reizner traf auf seinen Wanderungen eine Dame, die, wie er bald erfuhr, aus Schleswig stammte und die mit ihren zwei Kindern hierhergekommen war, um einen zeitigen Frühling zu genießen, während ihr Mann, der nicht mehr jung zu sein schien, daheim mit Eifer und Liebe, die beide eßt waren, Altensraub schluderte.

Sie hieß Dora und hat ihn, sie nur mit diesem Namen zu nennen, mit keinem anderen, sie überhaupt nicht als Dame zu behandeln, sondern als eine zufällige, aber doch liebe Bekanntschaft, etwa als ein Mädchen, das man trifft, küßt und vergißt. Denn sie sehnte sich maßlos danach, nachträglich, wenigstens für Stunden, jene Jugend zu genießen, die sie, als sie jung war, doch nie gekannt habe. Sie war ungefähr dreißig Jahre alt und durchaus nicht häßlich.

Reizner erlebte mit ihr acht Tage, die ohne Leidenschaft dafür voll milder Wärme waren. Nicht im mindesten glückte sie jenem Typus von Frauen, die gerietzen wollen, weil der Genuß für sie das Leben ist. Sie war im Gegenteil eine von denen, die ihr Leben lang hungern und die, erst wenn sie alt geworden sind, erkennen, daß sie es getan haben. In diesen Frauen glüht das Verlangen, das Dasein wenigstens einmal zu pfeifen, ein einziges Mal, ehe sie sterben, und sie verjüngen sich dann, wenn die Gelegenheit sie findet, um Jahre.

Am einem Maimorgen nahm Reizner von Dora Abschied. Es war ausgemacht zwischen ihnen, daß keines von beiden dem anderen mehr nachforschen werde, und sie wußten beide, daß sich ihre Wege nie mehr kreuzen würden. Ein solches Bewußtsein macht mild und dankbar.

Dora geleitete Reizner ein Stück Weges, bis an den Rand eines Waldes, hinter welchem er dann verschwinden mußte, ohne daß sie ihn je wieder sah. Obgleich sie sich trennten, waren sie heiter.

„Von dem muß ich nun leben,“ sagte Dora, „von dem, was mir die paar Tage an Lebensinhalt gegeben haben, — diese wenigen, die jetzt dahin sind.“

Sie hob die Hand über die Augen und blickte in die sonnige Landschaft. „Und Sie? Für Sie war das eine Episode, was für mich ein Ausschließliches, ein Definitives war. Und doch beneide ich Sie nicht. Sie werden sich in vielem zersplittern, während ich für alle Zeiten immer nur von einem zehren werde. Ihr Leben wird bewegter, meines glücklicher sein.“

„Glücklicher? Mit Ihrem Mann?“

„Nicht mit, sondern neben meinem Mann,“ dafür mit meinen Kindern . . . Lieben Sie Kinder?“

„Darüber habe ich nie nachgedacht . . .“

„Gibt es überhaupt jemanden, den Sie lieben?“

„Nein,“ sagte er.

„Ich dachte es mitr. Und ich? Was haben Sie für mich empfunden?“

„Ihnen war ich gut,“ sagte er freundlich, „aber nur, weil unsere Bekanntschaft wie im Traum geschlossen war. Der, der ich hier bin, bin ich in Wirklichkeit gar nicht. Mein echtes Ich ist daheim geblieben. Dem, der hier ist, ist erlaubt worden, zu träumen. Er hat Sie im Traum lieb gehabt.“

Er ging fort und sah sich nicht mehr nach ihr um, hinter alles, was er hier erlebte, setzte er, nachdem es vorbei war, einen Schlupfwinkel. Und mit Spannung blickte er schon wieder nach Neuem aus, das er ohne jeden Uebergang genoss, — in der Art, wie es in der Tat nur Menschen können, die träumen.

(Fortsetzung folgt.)

Sagen vom Apfel.

Von Julius D u o s f.

Wenn der Weihnachtsbaum, festlich geschmückt, im Zimmer prangt, und seine Zweige den würzigen Harzduft ausströmen, die den weiten deutschen Wald in den engen Wohnraum zaubern, dann werden unter dem Bierat, das zur Verschönerung seines Aussehens dient, außer den üblichen Pfeifertüchen und Kränzen auch die Äpfel nicht fehlen, allerdings in dieser Zeit der Teuerung nicht in großer Anzahl. Entweder hängen sie am Baum mit roten und gelben Waden, wie Gott sie wachsen ließ, oder sie sind mit Gold- und Silberpapier fein säuberlich umwickelt.

Und doch — während der Weihnachtsbaum im Zeichen des Friedens steht, kann man den Apfel, der ihn ziert, geradezu als Sinnbild der Bivietracht, des Hasses und des Unglücks betrachten. Nicht umsonst wird von einem Janapfel gesprochen. Wenn man der Geschichte des Apfels nachspürt, so will es einem dünken, als wenn gerade dieses geschänte Obst so gar nicht zu dem geruhigen und friedlichen Charakter des Christbaums passen will.

Um mit der Urgeschichte der Menschheit zu beginnen — der Apfel ist es gewesen, der die Menschen aus dem Paradiese vertrieb und diesem irdischen Jammertale überwies. Hat Adam und Eva nicht vom Apfel gegessen hätten — wie glücklich und leidensfrei, wie sündlos und tugendhaft würden wir Menschen

noch heute leben: vielleicht! Der Apfel der Erkenntnis ist zum Ueberbringer der Sünde geworden. Dahin — dahin!

Doch nicht nur in der biblischen Schöpfungsgeschichte spielt der Apfel eine bedeutende Rolle, auch die griechische Mythologie weiß von seiner Prietracht während der Trojanischen Krieg erzählen. Er ist es, der den männernordenden Trojanischen Krieg entzündet hat.

Als Thetis, die Tochter des Meerergottes Poseidon, des Achilleus schaumensüßigene Mutter, mit dem thessalischen König Peleus ihre Hochzeit beging, war der gesamte Olymp feierlich geladen, bis auf Eris, der Dreietracht inholde Göttin. Aber Eris erschien trotzdem auf dem Hochzeitsfest und brachte als arglistige Gabe einen goldenen Apfel mit der Aufschrift „Der Schönsten“. Der Apfel rollte in den Saal, und von ihren Reizen überzeugt, wie es nun einmal die Göttinnen und auch die sterblichen Frauen sind, forderte jede den Apfel für sich.

Ein gewaltiger Streit und Wortwechsel hub an, und um ihn zu enden, beauftragte Zeus den Vixen Paris, zu entscheiden, wem, als der Schönsten, der Apfel gebühre. Paris erkannte ihn der Aphrodite zu, und damit begann die Feindschaft unter den Göttern und unter den beiden Völkern, den Griechen und Trojanern. Denn der Erisapfel gab den Anlaß zum Raub der Helena, zu des Patroklos Tod und Hektors und Trojas Fall.

Der goldene Baum aber, der diese goldenen Äpfel trug, der Wunderbaum, den Gaea, die Göttin der Erde, der Hera, des Zeus Gemahlin, als Hochzeitsgeschenk gebracht, er stand im Garten der Hesperiden. Die Töchter des Atlas, des Titanen, der den Himmel trug, behüteten die goldenen Äpfel. Der Drache Ladon aber hielt die Wache bei den Äpfeln, unter der Oberaufsicht des ehrwürdigen Vaters Atlas. Da erschien Herakles, der griechische Nationalheld, und der Starke erbot sich, dem Atlas die Last des Himmelsgewölbes abzunehmen, so er ihm die Äpfel der Hesperiden holte. Und Atlas, der froh war, seine Schultern mit dem Himmel nicht mehr beschweren zu brauchen, ging auf das verlockende Anerbieten ein, packte dem verschmitzten Hülften den Himmel auf, brach die Äpfel vom goldenen Baum und übergab sie dem Manne in der Löwenhaut. Doch Herakles hat ihn, nur für kurze Zeit noch die Last zu tragen, damit er sich unterdessen ein reiches Volk um das Haupt legen könne. Und der dumme Atlas ließ sich von dem schlauen Sohn des Zeus überlisten, der sich mit den goldenen Äpfeln frohlockend davonmachte.

Auch Atalanta, die heroische griechische Heldin und Jägerin, wurde ein Opfer der goldenen Äpfel. Der argivische Jüngling Hippomenes hatte sich verneigt, sie im Wettlauf zu besiegen, doch Atalanta war schneller als er, und nur dadurch, daß er ihre drei goldene Äpfel in den Weg warf, die sie in weiblicher Neugier und Lust am Schmeicheln aufhob, gelang es ihm, den Wettlauf zu gewinnen und das Rennen zu machen. Einer der höchst seltenen Fälle, in denen der Mann listiger war als die Frau.

Im übrigen galt der Feuertreide Granatapfel dem grauen Altertum als ein Sinnbild der Fruchtbarkeit. Und als ein solches war er ein Attribut der hohen Göttinnen, wie der Hera, Persephone, Aphrodite und sogar der Kriegsgöttin Pallas Athene.

Auch in der altnordischen Sage, in der Edda, ist von den goldenen Äpfeln zu lesen. Ihr Genuß gewährt den Göttern die ewige Jugend. Iduna, die jüngste Tochter des Zwergeukönigs Broddi, die Göttin der unverwelklichen Schönheit und Jugend, und zugleich Bragis, des Sangesgottes Gattin, sie ist es, die die Äpfel hütet. Iduna in ihrer frauenhaften Güte führte durch ihre Äpfel einen unglücklich liebenden Jüngling, Hugi, dem Märd zu. Er liebte die herrliche Gerda, aber die herrliche Gerda wollte nichts von ihm wissen, und seinen Bitten Stirn, der seine Werbung überbrachte, nicht anhören. Da schenkte Iduna dem verzweifelten Jüngling elf ihrer goldenen Äpfel, die die ewige Jugend brachten. Dieser verführerischen Gabe konnte die schöne Gerda als ein echtes Weib natürlich nicht widerstehen. Sie erhörte den Jüngling. Ob die beiden nun auch glücklich geworden sind, oder ob die goldenen Äpfel nicht auch hier unheilbringend gewesen sind, darüber ist in der Edda nichts zu lesen.

Auch in unseren lieben, deutschen Märchen spielt der Apfel, als Ueberbringer der Bosheit und des Unglücks, eine gewichtige Rolle.

Wer kennt nicht das Märchen von dem lieben Schneewittchen, das tausendmal schöner ist als die böse Stiefmutter, von der es zu den freundlichen sieben Zwergen über den Bergen geküßt ist. Aber der Stiefmutter sagt es der Zauber Spiegel, wo sich das unglückliche Kind befindet, sie will es mit Schmirband und Kamm töten. Doch als diese Mittel versagen, versucht es die gartliche Stiefmutter mit dem vergifteten Apfel. Und der vergiftete Apfel tat seine Wirkung.

Und die Zwerge, die Schneewittchen in den gläsernen Sarg legten, weinten, wie Klein-Marlenchen um das getötete Bräuerlein weinte. Wieder war der Apfel die Wurzel des Übels gewesen. Marlenchen hatte von der Mutter einen Apfel geschenkt bekommen, das Bräuerchen aber sollte sich selbst einen aus der Apfelscheibe nehmen. Und als das Bräuerchen sich seinen Apfel heranzuholen wollte, da knippte die inholde Stiefmutter den Deckel zu, und der kleine Kopf flog unter die roten Äpfel.

Und der Wunderbaum mit den silbernen Blättern und goldenen Äpfeln, der dem braven Hweidulfstein aus den Eingeweiden seiner

getöteten Ziege gewachsen war, brachte ihm zwar viel Geld und Ehren, aber auch viel Leid und Nachstellung, so daß Hweidulfstein seines Lebens lange Zeit nicht recht froh geworden ist.

Doch wer denkt beim Lichterglanz des Weihnachtsbaumes an die Warmüchigkeit des Apfels, der ihn schmückt! Wer denkt an die griechische Mythologie und deutsche Märchen! Oder gar an den gefährlichen Apfelschuß Wilhelm Tells. Die Hauptsache ist, daß die Meinetten, Gravensteiner, Borsdorfer, Rabissen, Gildberlinge und Tiroler, die an dem Baum einzuweichen noch ein leidenschaftliches Darin führen, sich später als ein zartes, wohlschmeckendes Obst erweisen.

Das Gold vor der Front.

Von Peter Kosegger.

(Nachdruck verboten.)

In einem Winkel der eisernen Kasse lehnte der Goldbarren und schluckte. Dede und dunkel im Gefäß, und das Gold mußte weinen.

Da rief plötzlich die Eisenwand der Kasse mit harter Stimme!

„Was heulst du, Taugenichts?“

„Weil ich ein Taugenichts bin, geworden bin im Gefängnis,“ sagte das Gold.

„Aha, du warst es immer!“ rief das Eisen. „Du warst nie für etwas Rechtes zu brauchen. Nur für Land und Hoffart.“

Das Gold erinnerte: „Ich war im ganzen Reiche das einzig Beständige, ich trotzte den Elementen. Ich war der Herrscher.“

Das Eisen: „Und hast die Meinetten verführt und verdorben.“

Gold: „Die verführt und verdorben sein wollten. Sie haben mich erneuert, sagt sie.“

Eisen: „Heulst! Und wie geringschädig hast du stets hergezickt auf mich. Oh schon in mir allein die Kraft, die Arbeit und die Wehr liegt. — Ich glaub's, daß es dich wurmt, wenn jetzt in ernster Zeit sich alles von dir wendet, wenn du von allen Seiten hören mußt: Gold aede ich für Eisen!“

Gold: „Diese Zeit ist dein. Aber ich möchte auch schon was leisten, wenn man mich nicht hier gefangen hielte.“

Eisen: „Du was leisten? Da wäre ich doch neugierig.“

Gold: „Und zeigen, daß ich ebenso stark bin wie du.“

Eisen: „Wenn du so stark bist — vermußt, geh' jetzt bloß einmal ins Freie. — Nicht wahr, wie sich die Zeiten ändern! Sonst warst du mein Herrscher, jetzt bin ich dein Perfekmeister.“

Gold: „Sage mir, Eisen, bist du ein edles Metall?“

Eisen: „Das sieht doch alle Welt.“

Gold: „So laß mich frei. Du wirst sehen, was ich kann.“

Eisen: „Ich kann mir's denken. Den Krämerhuben würdest du zulaufen, den Spielhöhlen, den Lasterhäusern.“

Das Gold konnte eine Weile nicht sprechen vor Kränkung. Endlich sagte es leise: „Ich würde ins Feld ziehen, vor die Front.“

Eisen: „Du? Du ins Feld? Wohl gar um den Feind zu beschicken, daß er dir das Geschäft nicht verderbe!“

Gold: „Dartes Eisen. Wie wollte ich heimat Spott zuschanden machen!“

Nun wurde das Eisen nachdenklich und schaute erst auf das Gold, das im Dunkeln ein wenig leuchtete. „Gut,“ sagte das Eisen, „wenn es wahr ist, daß du uns ernstlich zu Hilfe kommen willst in dieser Not, so will ich bei deiner Majestät ein Gnabart gefucht einreichen um deine Befreiung.“

Schon am nächsten Tage war's, da erklang der Ruf durch die deutschen Lande zur Goldsammlung. Sogleich sprangen alle Schränke und Truhen auf in ganzen Land, das Gold drang in die Welt, vereinigte sich zu einem Riesenschare, zog ins Feld und brachte den schwerbedrängten Soldaten unendliche Mengen von Kampfs- und Lebensmitteln, ein Meer von frischer Kraft und von Herzensmut. In neuer, unüberwindlicher Kraft entbrannte der Kampf, und der Feind wurde geschlagen.

Das tapfere Gold ist dann ausgezeichnet worden — mit dem Eisernen Kreuz.

Büchertisch.

— Treue Kameraden. Erlebtes und Erkanntes aus dem Kinder- und Tierleben von Helene Esfeldhorn. Mit Federzeichnungen von Heinrich Grotzki. Falken-Verlag 1917. 8°. 77 Seiten. Preis 2 Mk. 50 Pf. — Aus der Feder einer Gießenerin erhalten wir in dem vorliegenden schmalen Schriftchen eine Reihe von anmutigen, mit köstlichem Humor erfüllten und von dichterischer Begabung zeugenden Schilderungen aus dem Kinderleben und von den engen Beziehungen unserer Meinen zu ihren Hausgenossen und Spielkameraden aus der Tierwelt. Ihnen allen ist das auf trefflicher Beobachtung sich aufbauende, durch warme Mutterliebe geschärft Verständnis für das Gemütsleben unserer Meinen und Allerleinsten gemeinsam, die in ihren summen Spielgefährten das eigene Fühlen und Denken dichtend hineinbringen und sich damit eine eigene reichgestaltete Welt zu schaffen wissen. Mein und groß, besonders aber der Tierfreund, wird an dem geschmackvoll ausgestatteten, mit allerliebsten Bildern geschmückten Büchchen, das sich besonders gut zur Weihnachtsgabe eignet, seine helle Freude haben. D. Haupt.

— **Ernst Denckard: Das literarische Porträt des Giovanni Cimabue.** Ein Beitrag zur Geschichte der Kunstgeschichte. München 1917. Verlag F. Bruckmann. — Giovanni Cimabue, dem italienischen Maler des 13. Jahrhunderts, dem Begründer der neuen italienischen Malerei, dessen Streben danach ging, der starren und typischen Form des Byzantinismus entgegenzuarbeiten, widmet Ernst Denckard eine tiefgründige Arbeit, die dem Kunsthistoriker, dem Forscher manchen neuen Hinweis verschaffen wird. Ist es doch gerade Cimabue, über dessen Autorschaft bei aus seiner Zeit stammenden Werken lebhaft gestritten wird. Nur ein Werk des Meisters haben wir, das untrüglich ihm seine Entstehung zu verdanken hat, das Mosaikbild des **Mönchen** von Domes zu Pisa. Den Schluß auf das Bestehen weiterer Werke können wir nur aus Vasari ziehen, der für diese eintreft. In die überlieferten Vasariellen, ferner an Dante, an Filippo Bellari, Lorenzo Ghiberti und Cristoforo Landino lehnt sich Denckard an und versucht das Ansehen Cimabues zu vermehren, unter Heranziehung von Kunsthistoriographen, die die Bedeutung Cimabues zu schätzen und würdigen vermochten. Cimabue ist von überragender Bedeutung für die Kunst des 13. Jahrhunderts. Er ist der Begründer des Kunst-Doctus, das in später Verklärung mit Giotto steht. — Denckards Arbeit ist nicht für den Laien geschrieben, wohl aber für den Forscher, dem es eine Fülle von neuen Ausblicken eröffnet. Ihm sei es wärmstens empfohlen.

— **Meines Bilzbuch für Kriegs- und Friedenszeiten.** Anwendung zu sachgemäßer Behandlung und Zubereitung der Pilze im einfachen bürgerlichen Haushalt. Von Emma und Eugen Gramberg. 64 Seiten. Gebunden 0,60 Mark. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Die letzten Tage von S. M. S. „Frauenlob“. Meine Kriegsfahrt auf S. M. S. „Frauenlob“ bis zu ihrem Untergang; das Schicksal der acht Ueberlebenden. Von Friedrich v. Ser. Walter Stolzmann. Preis 1 Mark. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann.

— **Frontoffiziere.** Roman von Otto von Gottberg. (Verlag von Ullstein & Co., Berlin.) Preis 4 Mark. Ein Roman von 1914, geschrieben mit einer stürmenden Kraft, die alles wieder so erlebt, als ob noch die großen Empfindungen des Kriegsausgangs die Herzen mit sich rissen. Ein Roman der Marneschlacht; denn sie ist der Mittelpunkt des in jähem Tempo vorwärtsgeführten Geschehens.

— **Albert Bendtschel, Ruiterbunt, 86 Skizzen.** Preis 1,50 Mark, Pappeband 2 Mark, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.

— **Die linke Landgräfin.** Eine Historie von Peter Bergell. Geb. 3,50 Mark, geb. 5 Mark. Mar Desses Verlag, Berlin W 15. — **Das Philipp der Großmütige mit Marthe Duthers Erlaubnis eine rohrsichtige Doppeltete** schloß, galt allezeit für ein interessantes Geknüttel deutscher Reformationsgeschichte. Das Lebensbild der „linken Landgräfin“ aber führt uns vor Augen, wach ein ergreifendes rein menschliches Problem der Verlaß dieser Wigamie aufrüllt.

— **Alfred Kerr, Die Harfe.** Vierundzwanzig Gedichte. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. 1,50 Mark, geb. 2,50 Mark. — Dies sind Gelegenheitsgedichte von bleibendem Werte, geboren aus der unbrünnigen Hingabe an jedes Geknüttel eines wackelvollen Daseins. Leicht beflügelt kommen sie daher, unbengt von pathetischem Zwange, und schaffen der besonderen Eingebung und Stimmung des Moments liebliche Leisbafigkeit, indem sie die schmerzhaften oder wichtigen, entsetzten oder künstlerischen Ereignisse in ihrer ganzen Süße auskosten.

— **Der Sinn und Wert des Lebens.** Von Geheimrat Prof. Dr. Rudolf Eucken. 5. völlig ungearbeitete Auflage. 18.—20. Tausend. Gebunden 4,40 Mark. Verlag von Quelle & Meyer.

— **Häusliche Blumenpflege.** Eine Anleitung zur Pflege der dankbarsten Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Paul F. F. Schulz. (Naturwissenschaftliche Bibliothek.) Geb. 1,80 Mk. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— **Die Weltliteratur, Band 49** enthält: Dettel von Eilentrön; Portepesfahrlich Schadius, Verloren, Adjutantauritte.

Gießener Hausfrauen-Verein.
Kochanweisungen.

Vorzugliches, billiges Kriegsgebäck.

Gefüllte Hornchen. 1/2 Pfund geriebene, gelochte Kartoffeln, 1/2 Pfd. gesiebtes Kriegsmehl, 1/4 Pfd. Zucker, 1 Ei, 1 Messerspitze Ammonium, einige Löffel Milch oder Buttermilch. Dies alles wird gut untereinander gemengt, der Teig ausgerollt, **viereckig** ausgeföhnet und diese mit Nepseln oder Marmelade gefüllt und zu Hörnchen geformt.

Falsche Schokolademakronen. 1/2 Pfund Mehl, 1/4 Pfund Zucker, 1 Ei, 1/2 Backpulver, Marmelade oder Brotschmalz. Davon wird ein Teig bereitet, den man mit einem Löffel auf Blech setzt.

Buttermilchplätzchen. 1/2 Pfund Kriegsmehl, 1/4 Pfund Zucker, 1 Ei, 1 Backpulver und so viel Buttermilch, daß es einen Teig zum Ausrollen gibt. Davon kleine Kuchen ausstechen, backen und glasieren.

Gasler Lebkuchen. 1/2 Pfund Kunsthonig oder Gese, 1/2 Pfund Zucker, 1 Pfund Mehl, 2 Eier, 1 Messerspitze Muskat, Nelken, Zimt, 1 Teelöffel Backpulver. Der Teig wird ausgerollt, in Stücken geschnitten, dunkel gebacken und mit Glasur bestreicht.

Keks. 1/4 Pfund Butter schaumig rühren, 2 Eier, 4 Eßlöffel Mehl, 1/2 Pfund Zucker, 1 1/2 Pfund Mehl, 1 Päckchen Backpulver, 1 Päckchen Vanillin dazu tun. Den Teig ausrollen und kleine Kuchen davon backen, die man vorher noch mit einer härteren Strichnadel bestreuen kann.

Einfache Glasur. 1 Eßlöffel Zucker, 1 Eßlöffel Wasser, ein paar Tropfen Essig. Dies läßt man zusammen kochen, bis es klar ist, und bestreicht damit das kalte Gebäck.

Gleichklang.

„Oft mach' ich sie drohend, von Horn bemisstert,
Doch er im Theater hat mich bezelktert.“
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:
Die Feder verdirbt oft, was das Schwert gewann.

— **Der Völkerring.** Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. C. D. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 147 und 148, Preis je 40 Pfennig. — Die neulich erschienenen Hefte 147 und 148 des „Völkerring“ sind in der Hauptache Italien gewidmet. Dieses Land spielt in der Entente eine Rolle, die in mancher Hinsicht mit der Russlands verwandt ist; besonders trifft auch das eine für Italien zu, daß seine ganze Haltung im Krieg von den sehr unsicheren inneren Verhältnissen beeinflusst wird, und ohne Zweifel bereiten sich hier Dinge vor, die für den Ausgang des Weltkriegs von größter Bedeutung sein werden. Im Hinblick auf diese Möglichkeiten sieht man mit gespanntem Interesse die ausführliche und sachkundige Darstellung der inneren Vorgänge und Zustände Italiens im 4. Kriegshalbjahr, die auf öffentlicher Szene und mit höchst dramatischer Belegung hervortreten in der 3. und 4. Kriestagung des Parlaments, wach letztere unter dem Einbruch der überreichlichen Offensivsa Saurz des Rabbucis Salandra herbeiföhrt. Aus dem wirren und leidenschaftlichen Getriebe um die italienische Kriegspolitik heben sich zwei starke und für die Kriegsanfänger immer bedrohlicher werdende Erscheinungen hervor: die unsterne und süme, alle lägerische Mache offen bescheidende Politik der Sozialisten, welche bei ihrer Selbstbewußtheit und Durchsetzbarkeit zu gegebenener Zeit vielleicht entscheidende Erfolge wach erringen können, und die große wirtschaftliche Not und brüchende Abhängigkeit des Landes, die in wositen Kreisen immer steigende Erbitterung gegen den Krieg und die Kriegsmache hervorruft. In sehr anziehender Weise wird auch das merkwürdige, fast rätselhaft erscheinende Verhalten Italiens gegen Deutschland, sein langes Bögen vor der dringend geforderten Kriegserklärung mit wirtschaftlichen Verhältnissen einleuchtend erklärt und dabei ein wichtiges Stück Zukunftswelt angeknüpft. In dem Kapitel „Italien und Deutschland“ werden noch einmal die amtlichen Auslassungen von beiden Seiten zusammengestellt. So wickelt sich in diesen Heften ein leidenschaftlich bewegtes Bild italienischer Fren und Wirnisse mit deutlich erkennbarer Bewegung der Friehebern vor uns ab, eine Fektion in praktischer Politik, die dem Leser bleibende Einsichten vermittelst. — Auch das Kapitel über den Vatikan und seine Bemühungen um den Frieden darf gerade gegenwärtig hohes Interesse beanspruchen. — Die Bilder bringen uns eine Reihe italienischer Politiker und Kriegsgenen von verschiedenen Schauplätzen.

— **Jugendliebe.** Roman aus Alt-Berlin. Von Felix Philipp. Verlag: August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis 3,50 Mark. — Die alte und doch ewig neue Geschichte von junger Herzen Glück und Leid stellt Felix Philipp in die Zeit des langsam zur Weltbedeutung heranreifenden Berlins. In diesem Berlin wachsen die Spiegelfahrten auf: im stolzen Vorderhause der verwohnte, einzige Sohn des reichen Tuchhändlers, im niederen Seitenflügel das liebreizende Töchterchen des Buchhalters. Der enge Hof mit seinen alten Brannen und der ansiehende prinzliche Park mit seinen dichten Laubgängen sind ihre Kinderwelt, und wie der Verfasser die beiden jungen Menschenfinder mit lebendiger Kraft zeichnet, so schübert er die verträumten stillen Winkel der guten alten Zeit.

— **Die Schau Bühne.** Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 49 ihres dreizehnten Jahrgangs: Staatsmännische Demokratie, von Germanicus. Nun Problem der Demokratisierung, von Moriz Goldstein. In diesem Krieg, von Theodor Herzl. Von der inneren Geschlossenheit, von Erbe. Der Menschenbasser, von H. H. Feis. Von Carlos, von S. J. Gefahren von Mar Ewein. Der Maxonbrater, von Alfred Polgar. B. C. G., von Corarius. Antworten.